

Rafael Seligmann

Keine Schonzeit für Juden

Die Antwort eines Betroffenen

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2025
Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: geviert.com
Umschlagmotiv: © Daniel Biskup
Satz: Daniel Förster, Belgern
Herstellung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany

ISBN (Print): 978-3-451-07409-7
ISBN (EPUB): 978-3-451-83833-0
ISBN (EPDF): 978-3-451-83834-7

Inhalt

Prolog: Die Vergesslichkeit des Bundespräsidenten	7
Vorwort: Zuversicht bewahren!	11
Niemals Schonzeit	13
Saujud der Klasse	14
Hannah Arendts banaler Irrtum	16
Lehrjahre eines »stolzen Juden«	19
Studium: Keine Zeit zum Hassen	24
Israelisches Intermezzo: Stets Außenseiter	29
Meine deutsch-jüdische Gegenwartsliteratur	31
Alleingelassen im »Frankfurter Theaterskandal«	34
»Fundgrube für Antisemiten«	37
Vito von Eichborn	42
Deutschland verspielt die Renaissance seines Judentums	46
Antisemiten und andere Schwindler	51
»Musterjuden« helfen niemandem	55
»Jewish Voice from Germany«	59
Theo Sommers Vorurteile	60
Eine eigene Zeitung aufbauen	62
Keine Anzeigen in »jüdischen Publikationen«	65
Im Eiltempo in die »Tagesschau«	67
Helfer	71
Auswärtiges Amt: nicht immer ein einfacher Partner ...	76
Deutsche Beschwichtigungspolitik im Nahen Osten	81

Am Katzentisch in Jordanien	84
Reise nach Auschwitz	90
Merkel: »Wo bleiben die jüdischen Fragen?«	97
Praktizierte Freiheit	100
Ichenhauser Gespräche	107
Neuerrichtung der Synagoge	108
Böses Omen	111
Wohin der Dialog führen soll	113
Zwischen Talmud und Oskar Maria Graf	119
Der 7. Oktober 2023	125
Das Gespenst des Antizionismus	126
Biblische und heutige Zeloten	127
Der Anstand der Gutwilligen	130
Selektion von Menschlichkeit und Recht	143
Zionisten zu Nazis gestempelt	144
»Völkermord« als Propagandawaffe	152
»Die tiefste Verletzung der Psyche«	154
Streiten wie in der Judenschul	157
Das Schweigekartell	158
Dramatische Zunahme der Gewalt	164
Gute Absichten sind nicht genug	167
Befreiung aus dem Angstghetto	175
Fazit: Ein Funke Hoffnung	185
Danksagung	189
Über den Autor	191

Prolog: Die Vergesslichkeit des Bundespräsidenten

Am 8. Mai 2021 verlieh Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier meiner Frau und mir während einer feierlichen Zeremonie auf Schloss Bellevue das »Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland [...] in Anerkennung der um Volk und Staat erworbenen besonderen Verdienste«. Ich war aufgeregt. Denn als Vertreter der Gewürdigten wurde ich gebeten, eine kurze Rede zu halten. Dabei werden Worte der Wertschätzung erwartet, da Deutschland durch seinen obersten Repräsentanten mein Wirken als Journalist und Schriftsteller anerkannte. Doch in meinem Bewusstsein regten sich auch andere Gedanken und Gefühle.

Nach dem Erhalt der Benachrichtigung des Bundespräsidialamts über die Auszeichnung hatte ich meiner Frau gesagt, neben der Genugtuung über die Ehrung würde mich noch immer eine frühere Bemerkung des Staatsoberhauptes beschäftigen. Jahre zuvor war ich dem damaligen deutschen Chefdiplomaten Steinmeier während einer privaten Feier in der PanAm-Lounge in Berlin begegnet. Als er auf mich stieß, bemerkte der Politiker aufgeräumt: »Herr Seligmann, es wird Sie freuen zu hören, dass ich in Kürze Ihren Außenminister besuchen werde.« »Ich dachte, *Sie* sind mein Außenminister«, erwiderte ich. Mich kränkte, dass Steinmeiers freundlich gemeinte Worte eine »gläserne Wand« schufen, die die Juden außen vor ließ. Elisabeth wusste um meine seinerzeitige Verletzung.

Doch als uns nun die Ordensverleihung durch Steinmeier angekündigt wurde, hielt sie es für richtig, die »Angelegenheit zu vergessen«. »Aber wir haben es beide nicht vergessen«, warf ich ein. Ich wollte in meinen Worten auf die seinerzeitige Aussage des Politikers zurückkommen. Meine Frau dagegen riet mir, ich solle den Bundespräsidenten nicht verärgern, es würde »nichts nützen«. »Mag sein. Aber ich will nicht Parkplatzwächter auf Schloss Bellevue werden«, entfuhr es mir. Unwillkürlich dachte ich an eine Szene des Films »Viva Zapata« von Elia Kazan nach dem Roman John Steinbecks. Präsident Díaz empfängt eine Bauerndelegation. Als Emiliano Zapata, gespielt von Marlon Brando, dem Staatsoberhaupt Widerworte gibt, markiert Díaz den Namen des Tagelöhners. Doch heute leben wir in einer Demokratie. Ich hoffte, meine Argumente würden den Bundespräsidenten nachdenklich bezüglich seiner Haltung zu den Juden und deren Empfindungen stimmen.

Nachdem ich schließlich am Rednerpult meine Freude zum Ausdruck gebracht hatte, dass die Geehrten und ich für unser Tun ausgezeichnet wurden, das wir alle als selbstverständlich ansahen, musste ich es wagen. Ich hob Steinmeiers Engagement für die deutsch-jüdische Aussöhnung hervor, setzte aber hinzu, ich wünschte, der Präsident solle dabei mehr Mut zeigen. Als Beispiel nannte ich die einstige Äußerung Steinmeiers.

Beim nachfolgenden Imbiss bat mich der Präsident an seinen Stehtisch. Er könne sich nicht an die von mir erwähnte Bemerkung erinnern, dass er zu »meinem Außenminister« reise. Sollte das vor dem Bundestag gewesen sein? Gewiss nicht, entgegnete ich und nannte den Ort. Doch Steinmeier mochte sich nicht entsinnen.

»Aber ich.« Ich war froh, dass ich gesagt hatte, was mir auf dem Herzen lag. Ich hatte eine Begebenheit geschildert, die jeder deutsche Jude Jahr um Jahr stets aufs Neue erfährt. Dieses Buch soll dazu beitragen, dass wir alle uns besser verstehen. Die Nichtjuden mögen

erfühlen, dass »wir bluten, wenn man uns sticht [...] und lachen, wenn man uns kitzelt«, wie William Shakespeare es treffend ausgedrückt hat. Und die Juden sollten sich wie alle Minderheiten nicht schämen, ihre Empfindungen preiszugeben.

Vorwort: Zuversicht bewahren!

»Deutschland wird dir gefallen«, redete mir Vater zu, um mich für die Übersiedlung zu gewinnen. Ludwig Seligmann, der 1934 nach Palästina fliehen musste, war 1957 geschäftlich in Israel gescheitert. Im Alter von 50 Jahren fand er keine Anstellung mehr. Sein einziger Ausweg war die Rückkehr in seine deutsche Heimat, zu Menschen, deren Sprache er kannte und deren Mentalität ihm vertraut war. Dafür musste er Mutter gewinnen. Hannah, deren Familie größtenteils von den Nazis ermordet worden war, hasste Deutschland. Doch sie sah ein, dass ihr Mann in Israel beruflich nicht mehr auf die Beine kommen würde. Ich hing an unserer Wohnung mit Garten, meinen Freunden und meinem Hund. Doch ich wollte und musste meinen Eltern ins ferne Land folgen. Dort drückte mich Germania an ihren kalten Busen – bis jetzt verharren wir in dieser unlösbaren Umarmung.

Unterdessen bin ich Ende 70 und habe annähernd mein gesamtes erwachsenes Dasein in Deutschland verbracht. Wenn ich meine Jahre Revue passieren lasse und abwäge, bin ich überzeugt, dass das Leben in Deutschland mir insgesamt schlecht bekommen ist. Dennoch bin ich hiergeblieben. Warum habe ich es nie fertiggebracht, mich aus dieser *freiwilligen* Umarmung zu lösen? Unbestreitbar habe ich von Deutschland profitiert. Als Schriftsteller, Journalist und zuletzt als Herausgeber der Zeitung »Jewish Voice from Germany« habe ich mehr erreicht, als mir wohl in Israel gelungen wäre, da meine Eltern mir dort kein Studium hätten finanzieren können. Mitunter ist

mir hier ein zwiespältiger Juden-Bonus zugutegekommen, was ich in meinem Roman »Der Musterjude« ironisiert habe. Mit meinen Büchern habe ich zur Wiederbelebung der deutsch-jüdischen Gegenwartsliteratur beigetragen. Hier habe ich loyale Freunde und eine liebende Ehefrau gefunden.

Doch trotz Bemühungen Wohlmeinender und fortwährender energischer Anstrengungen meinerseits wurde ich in der Regel zum Außenseiter gestempelt. Gelegentlich begegnete mir wie anderen Juden gezielter Antisemitismus. Häufiger und verletzender aber empfand ich Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit – wie die erwähnte freundlich gemeinte Bemerkung Frank-Walter Steinmeiers. Sich fast lebenslänglich in einer Außenseiterposition zu befinden, in der man stets damit rechnen muss, dass sich eine gläserne Wand auftut und mich vom Gros der Gesellschaft isoliert, versetzt meine Psyche in einen permanenten Alarmzustand und plagt meine Seele. Was kann ich, was kann die hiesige Gesellschaft tun, um nach fast 2000 Jahren deutsch-jüdischen Miteinanders mehr an Normalität zu bewirken – für alle Beteiligten?

Niemals Schonzeit

Mich begleitet die Frage, was die meisten Deutschen, Briten, Franzosen, Polen, Iren, Spanier daran hindert, die Juden als gleichwertig anzunehmen. Warum haben sich alle Bemühungen um »Aufarbeitung der Vergangenheit« ebenso wie milliardenhohe Entschädigungszahlungen als weitgehend unwirksam erwiesen? Weshalb wurde den Juden, selbst nach dem kollektiven Völkermord der Nazis und ihrer Mitläufer, in Deutschland nie eine mentale Schonzeit gewährt?

Als genuiner Optimist – nur so kann jeder Mensch in Würde leben, ohne zu verbittern – will ich glauben, dass trotz der gegenwärtigen sprunghaften Zunahme der Judenfeindschaft und entsprechender Untaten die Wiederinstandsetzung, ja ein Aufblühen des deutsch-hebräischen Verhältnisses möglich gemacht werden kann. Doch nur, wenn man sich heute des Wertes der Beziehungen bewusst ist und mit aller Energie statt mit luftblasenhaften Absichtserklärungen darum bemüht.

Ich will von meinen Erfahrungen berichten und klar benennen, was getan werden möge, um die Situation der Juden und damit Deutschlands entscheidend zu verbessern. Das mag andere anregen, über ihre Erlebnisse, Gefühle, Gedanken zu berichten. So wird eine Diskussion entstehen, die zum gegenseitigen Verständnis beitragen mag.

Saujud der Klasse

Ende August 1957 langten meine Eltern mit mir in München an. Kurz darauf begann das Schuljahr. Als Zehnjähriger wurde ich in die vierte Klasse der Volksschule an der Klenzestraße eingeschult. Deutsch war meine Muttersprache. Ich verstand jedes Wort, allerdings konnte ich weder deutsch schreiben noch lesen. Nun musste ich mich an gelegentliche »Saujud«-Beschimpfungen gewöhnen. In Israel hatte man Vater als »Jecke«, als deutschen Einwanderer, verhöhnt. Als in München mein ungeliebter jüdischer Klassenkamerad Erwin von Mitschülern verprügelt wurde, sprang ich ihm bei. Daraufhin konzentrierte sich die Wut der Raufbolde gegen mich. Ich wurde ordentlich verprügelt.

Mutter erkannte meine Derangiertheit. Sie ruhte so lange nicht, bis ich ihr mein Verhauen geschildert hatte. »Ich werde nie zulassen, dass die Nazibrut mein jüdisches Kind misshandelt!«, bestimmte Hannah und begab sich stante pede zur Schule, wo sie den Direktor aufsuchte. Er ließ Mutters Klage nicht gelten: »Wenn es Ihnen nicht passt, nehmen Sie Ihren Zuckerknaben und gehen Sie zurück nach Palästina!« Damit stachelte er Mutters Kampfeswillen weiter an. Sie suchte nun Stadtschulrat Anton Fingerle auf und schilderte ihm den Vorfall. Der Verantwortliche für das Erziehungswesen der Landeshauptstadt war entschlossen, der Unbill ein Ende zu setzen. »Unsere jüdischen Mitbürger und ihre Kinder sind uns willkommen«, versicherte er Mutter. In ihrer Gegenwart ließ er sich mit dem Direktor verbinden. Fingerle wies ihn scharf zurecht und drohte, ihn zu suspendieren, sollte sich noch der »kleinste derartige Vorfall ereignen«, wie Hannah mir stolz berichtete. Sie wähnte, ihren ersten kleinen Sieg gegen die einst übermächtigen Nazis errungen zu haben. Ich dagegen wusste, dass Petzer gehasst wurden, einerlei, ob in Deutschland oder in Israel.

Der Direktor wiederum parierte aus Angst um seine Position. Anderntags schlug er einen unbeteiligten Schüler unserer Klasse und beschimpfte Lehrer Walk. Er kündigte ihm den Rauswurf an, falls sich ein entsprechender Vorfall wiederholen sollte. Unser Lehrer gab die Nötigung weiter. Er drohte meinen Mitschülern, ihnen das »Genick zu brechen«, sollten sie ihm nicht die Namen der hundsgemeinen Schläger denunzieren. Doch die Klasse hielt dicht. Auch Erwin. Der konnte schlecht mit Zahlen rechnen, wohl aber mit der Rache seiner Mitschüler. Schließlich nannte ich die Namen der Prügler. Mir war dabei unwohl, und ich fürchtete ihre Revanche, doch mehr noch wollte ich meine Peiniger bestraft sehen. Damit unterschied ich mich von Erwin und den anderen Juden in meiner Schule. Denn ich war in Israel aufgewachsen. Dort wurde uns eingetrichtert, ein »selbstbewusster Jude« zu sein, der sich wehrt, statt sich zu verstecken. Das begriff unser Klassenlehrer früher als ich. »Du bist aus anderem Holz geschnitzt als die Juden hier«, stellte Walk fest. Walk hatte wohl recht. Ich hatte nicht weniger Angst als die anderen Juden vor der Feindschaft und den Demütigungen jener, die Juden nicht ausstehen konnten und Gefallen daran fanden, uns zu schlagen oder zu verhöhnen – aber ich *musste* mich stets dagegen wehren.

Wahrscheinlich lag in dieser Episode und der Lust zu erzählen ein Ursprung meines späteren publizistischen und literarischen Wirkens. Ich habe nicht aufgehört, gegen die Walks und andere Antisemiten anzurennen, und als Schriftsteller dabei meine Empfindungen, Angst, Wut und das Bedürfnis nach Harmonie geteilt. Den Mut dazu gaben mir meine israelische Erziehung und der Anstand von Fingerle und anderen Humanisten.

Während die Schüler unserer Klasse offen »Saujud« und andere antijüdische Schmähungen riefen, die sie daheim zu hören bekamen, hatten die Erwachsenen damals wohl Angst vor den Juden. Das spürte ich, wenn ich mit meiner Mutter hebräisch redete oder

die Leute bemerkten, dass wir Juden waren. Dann sprachen sie Vater und Mutter oftmals an. Die Menschen teilten Hannah und Ludwig unaufgefordert mit, sie hätten vor »diesem furchtbaren Hitler und seinen grauenhaften Nazis ... jüdische Freunde gehabt«. Alle hatten ihnen »selbstverständlich geholfen«, zur Flucht oder zur Rettung. »Du darfst diesen Lügner nicht glauben, Rafi«, mahnte mich Mutter. »Alle waren Nazis. Sie haben die Juden verraten und ausgeliefert.« Vater widersprach. Sein Freund Karl habe ihm 1933 zur Flucht verholfen und damit das Leben gerettet.

»Einer unter einer Million!«, höhnte Hannah. »Die anderen waren Mörder.« Vater und Mutter erzählten einander, was sie erlebt hatten. Doch Mutter hatte wohl eher recht. So viele Juden gab es nicht, dass jeder Deutsche einen retten konnte. Ich wusste, dass sie Millionen umgebracht hatten – auch Hannahs Bruder und Schwester.

Hannah Arendts banaler Irrtum

Ende Mai 1960 gab Israels Premierminister David Ben-Gurion in der Knesset bekannt, Adolf Eichmann befinde sich in israelischer Haft. Meine Mutter war so aufgeregt, wie ich sie nie zuvor erlebt hatte. Hannah wusste ebenso wie fast alle Juden ihrer Generation in Europa, dass Eichmann der verantwortliche Offizier im »Judenreferat« der SS, IV B4, für die Organisation des Völkermords war. In Deutschland tarnte man bis in die 1970er Jahre ebenso wie im Hebräischen den Genozid in der Tradition der Nazis sprachlich als »Endlösung der Judenfrage«. Schnell wurde bekannt, dass Mossad-Agenten Eichmann in Argentinien entführt und nach Israel geschmuggelt hatten. Hannah glühte vor Rache: »Dieses Ungeheuer hat meine Geschwister und sechs Millionen Juden ermordet. Man muss die Bestie unschädlich machen.« Vater, dessen engste Familie vom Völker-

mord verschont geblieben war, dagegen befürwortete Ben-Gurions Plan für ein rechtsstaatliches Verfahren, damit die Welt Zeuge des schlimmsten Verbrechens werden sollte. Ich war knapp 13 Jahre alt und ungeheuer stolz. Ich sonnte mich vor meinen Klassenkameraden mit der Heldentat meiner »israelischen Landsleute«. Über Eichmann wusste ich nicht mehr, als ich in der »Süddeutschen« lesen konnte. Die Hintergründe des Falles Eichmann nach dem Krieg waren nur wenigen bekannt.

Adolf Eichmann gelangte mithilfe des Vatikans 1950 nach Argentinien, wo er unter dem Namen Ricardo Clement bei Mercedes arbeitete. In einem Interview mit dem niederländischen Journalisten Willem Sassen rühmte sich Eichmann seiner Untaten. Ende der 1950er Jahre erhielt der hessische Generalstaatsanwalt Fritz Bauer konkrete Informationen über den Aufenthalt Eichmanns. Bauer war ein loyaler deutscher Beamter. Aber er war auch Jude, der sein Leben während der Nazi-Herrschaft nur durch Flucht hatte retten können. In der Bundesrepublik hatte der hochrangige Strafverfolger wiederholt erleben müssen, dass ehemalige Nazi-Verbrecher, gegen die er oder seine Kollegen ermittelten, rechtzeitig vor ihrer Verhaftung gewarnt worden waren, um sich der Festnahme zu entziehen. Dies geschah, wie die historische Erforschung im Auftrag des Bundesjustizministeriums in den 2010er Jahren ergab, auf Veranlassung ebendieser Behörde. Die Absicht war Täterschutz statt Täterverfolgung. Eine Weitergabe von Bauers Fahndungserkenntnissen auf dem Dienstweg hätte mit Sicherheit ein Entweichen Eichmanns zur Folge gehabt. Um das höhere Rechtsgut, ein Verfahren gegen und die Verurteilung des Beschuldigten, zu gewährleisten, setzte sich der Generalstaatsanwalt über den Dienstweg hinweg und benachrichtigte die Behörde, an deren Interesse zur Festnahme Eichmanns er keinen Zweifel hegte: Fritz Bauer informierte den israelischen Auslands-

geheimdienst Mossad. Als die Identität Eichmanns feststand, gab Ben-Gurion den Befehl zu seiner Festnahme unter Verletzung der Souveränität Argentinien.

Der Eichmann-Prozess hatte für Israel eine zweifache Zielsetzung: Der Gerechtigkeit sollte Genüge getan werden. Vor allem aber sollte die Weltöffentlichkeit juristisch unzweifelhaft über die systematische Ermordung der Juden unterrichtet werden – auf diese Weise hegte man die naive Hoffnung, dem Antisemitismus zukünftig die Grundlage zu entziehen. Es gab auch andere Intentionen, die zumindest in Deutschland nachhaltig wirken sollten. Die Philosophin Hannah Arendt hatte selbst den systematischen und gewalttätigen Antisemitismus der Nazis in seiner Anfangsphase erlebt. Sie musste aus Deutschland fliehen und beteiligte sich im Ausland an der Rettung von Juden, ehe sie weiter in die Vereinigten Staaten flüchten konnte. Dort etablierte sie sich dank ihres brillanten Intellekts im wissenschaftlichen Betrieb und in der Publizistik als originelle politische Denkerin. Für den »New Yorker« besuchte Arendt 1961 als Korrespondentin das Verfahren gegen Eichmann in Jerusalem. Das bleibende Ergebnis war ihr Buch »Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht über die Banalität des Bösen«. Das Werk wurde in der westlichen Welt stark beachtet. Insbesondere der Begriff »Banalität des Bösen« geriet in Deutschland zum geflügelten Wort. Noch heute berufen sich viele Wissenschaftler und politisch Interessierte auf Arendts These, Eichmann habe »keine Motive« gehabt, er habe die Befehle »schiefer gedankenlos« befolgt. Diese Einschätzung erschien mir noch Jahre später, zu Beginn meines Studiums der Zeitgeschichte, schlüssig. Lange Zeit vertrat ich die Ansicht, Israel hätte Eichmann nach dessen Verurteilung zum Tode begnadigen und darauf auf freien Fuß setzen sollen. Der Organisator des Holocaust wäre ein Kronzeuge für die Humanität des jüdischen Staates gewesen.